Die listige Braut.

Von W. N.

Dieses wackere Mädchen waltete als blitzblanke Köchin im stattlichen Schweizerheim eines Bosporusdörfchens ihres Amtes und hatte schon manchen Freier abgewiesen. Wer in der Dämmerstunde allzulange vor ihrem breiten Küchenfenster stehen blieb, in der Hoffnung, hinter den weißen, flatternden Gardinen ein Paar dunkle Augen erspähen zu können, bezahlte diesen Wagemut nicht selten mit einem abkühlenden Wasserbad von oben.

Penelope konnte sich dieses kleine Vergnügen, ihre Anbeter zu „taufen“, unbedenklich leisten, da immer wieder neue ihr zu Füßen auftauchten. Wußte doch alle Welt, daß die stolze Frau da drinnen schon einen guten Batzen Geld im Kasten liegen hatte und nicht ewig ledig bleiben konnte!

„Das ganze Geheimnis besteht darin, daß sie nicht von einem Palast in eine schmucklose Hütte zurückkehren will,“ seufzten die Enttäuschten, „unser Täubchen hat es zu vornehm da oben!“

Aber sie kannten Penelope im Grunde schlecht. Denn während sie ihre Bewunderer unten auf der Straße vertrieb, tat sie manchen heimlichen Seufzer und beobachtete im Spiegel sorgenvoll jedes neue kleine Fältchen, das sich auf ihrer Stirne abzuzeichnen begann und sich nicht wegbringen ließ. „Wenn nur etwas rechtes käme,“ hub sie dann an; „arm dürfte er schon sein, nur nicht einfältig und faul. Aber diese dummen Jungens sind nie aus dem Dorf fortgekommen und wollen alle nur mein Geld! Was wissen die von Lebensart“

So wehrte sie tapfer manchen Sturm ab, indessen ihr dreißigstes Lebensjahr in immer drohendere Nähe rückte. Zu den Fältchen auf der Stirn gesellten sich solche um Auge und Mund, und, was das bedenklichste war, die Reihen der Anbeter begannen sich allmählich zu lichten.

Da tauchte Michail, der Schneider, wie ein Wunder aus der Versenkung auf, ganz amerikanisch zugeschnitten, denn er war fünf Jahre „drüben“ gewesen und hatte Sprache und Gewohnheiten des großen Volkes angenommen. Penelope ging wie im Fieber, nachdem sie ihn zum erstenmal auf der Straße begegnet war, und brannte darauf, seine Bekanntschaft zu machen.

Der Zufall kam ihr dabei zu Hilfe. Ein ganzer Eimer Wasser, den sie am Abend ihres Namenstages auf zwei Ständchen singende Verehrer ausschüttete, verfehlte das Ziel und traf den ahnungslos vorübergehenden Michail, der sich zuerst wütend schüttelte und dann, als er des hübschen Gesichtes oben am Fenster gewahr wurde, lachend hinaufrief: „So, meine Beste, jetzt wird mich dein Herdfeuer wohl trocknen müssen!“

Er fand nicht Zeit, diese versteckte Drohung wahr zu machen. Schon im nächsten Augenblick stand das Mädchen mit Tränen in den Augen bei ihm und stammelte Entschuldigungen. Den grauen Filzhut tupfte sie vorsichtig mit einem Tuch ab, auch an seinen Anzug wagte sie sich heran, und die Art, wie sie bei diesem kleinen Liebesdienst verfuhr, zeigte deutlicher als Blick und Rede, daß die spröde Jungfrau ihren Meister gefunden hatte.

Kurze Zeit darauf kam der Priester ins Haus, und es gab eine regelrechte Verlobung. Jetzt konnte sich Penelope an freien Sonntagen mit ihrem Verlobten öffentlich zeigen und versäumte keine Gelegenheit dazu. Sie erfuhr nun auch, es sei eigentlich nur ein wenig bohrendes Heimweh gewesen, das Michail wieder in den nahen Orient zurückgeführt habe. „Merkwürdig,“ sagte er, „wie einen die alten lieben Gewohnheiten immer wieder locken! Manchmal hätte ich fast Lust, mein schönes neues Schneideratelier drüben in Stambul zu schließen und hier draußen am Bosporus mein altes Faulenzerdasein von früher wieder zu beginnen. So von der Hand in den Mund zu leben, ist doch eigentlich das schönste. Man ist dann nichts besonderes und wird vom Neid der besitzlosen Nichtstuer nicht verfolgt!“

Von solchen Plänen wollte Penelope nichts wissen. „Nein, mein Lieber,“ eiferte sie, „einen Strohwisch von Mann brauche ich nicht; sollte ich umsonst so lange auf mein Glück gewartet haben? Bleib du nur recht fleißig. Und auch deinem äußeren Menschen muß man immer ansehen können, daß du drüben warst; dann erst gefällst du mir ganz.“

Michail nahm sich den letzten Teil dieser Belehrung treulich zu Herzen. Am folgenden Sonntag war sein hübscher Schnurrbart aus dem Gesicht verschwunden. „Was sollen diese Narrenspossen?“ stammelte erbleichend das Mädchen. „Bist du toll, dich des schönsten Mannesschmuckes zu berauben?“ —

„Ah — bah!“ lachte Michail, „heute komme ich einmal ganz amerikanisch; du liebst es ja so!“

Aber Penelope nannte ihn frivol und war kaum dazu zu bewegen, sich mit ihm auf der Straße zu zeigen. Der Spott blieb auch nicht aus. Sobald seine Bekannten — und besonders die Neider darunter — die Veränderung in seinem Gesicht wahrgenommen hatten, sorgten sie dafür, daß alle Welt die zwei „gebührend bewunderte“, und der Heimweg gestaltete sich zu einem wahren Spießrutenlaufen.

Penelope hätte am liebsten das Eheversprechen gleich zurückgenommen, aber da ein Schnurrbart schließlich wieder wachsen mußte, war es vielleicht besser, erst noch zu warten, bis der nächste nicht wieder gutzumachende Streich kam. Inzwischen wollte das Mädchen schon auf der Hut sein! Es hatte allen Grund dazu, denn als das griechische Fest der Wasserweihe im Anzuge war, rückte Michail mit einem abenteuerlichen Plan heraus. „Ich war immer einer der besten Schwimmer im Dorf,“ begann er, „und habe mehr als einmal als Erster das Kreuz aus dem Wasser geholt. Diesmal wird's wieder versucht; mit den Geldspenden, die mir dann als Sieger zufließen, kann ich fast ein halbes Jahr feiern!“

Penelope beschwor ihren Verlobten, von seinem Vorhaben abzustehen. Er sei doch wahrhaftig kein Handlanger und Packträger; nur die Nichtsnutze und Tagediebe tauchten nach dem Kreuz. Ob sie zum zweitenmal zum Gespött der Leute werden sollte. „Ich gehorche nur einem inneren Zwang,“ suchte sich Michail zu entschuldigen, „einmal wieder laß mich „Pallikari“ sein!“ . . .

Als der Morgen der Wasserweihe anbrach, zeigte der Bosporus sein finsteres Gesicht. Das Fest fällt auf den Epiphanistag. Um diese Zeit wehen nicht selten rauhe Winde vom Schwarzen Meer herüber und wühlen das Wasser auf, in der naßkalten Luft tanzen wässerige Schneeflocken. Aber auch heute ließen sich die Feiernden die festliche Stimmung nicht rauben; in Scharen zogen sie an den Strand hinunter, geduldig die Prozession erwartend, die unter Glockengeläut sich langsam und feierlich nach dem Wasser hinbewegte. Voran schritten weißgekleidete Chorknaben und Geistliche im Ornat. Nachdem sie bei der Bucht angelangt waren, bestieg der amtierende Priester eine Holzkanzel und begann seine wohlgesetzte Rede, während im Hintergrund elf kräftige Burschen in Badehosen aus einem kleinen Schuppen traten und die vor Frost bebenden Glieder rieben.

Jetzt breitete der geistliche Hirte seine Hände segnend über den Bosporus aus und warf dann ein kleines vergoldetes Holzkreuz in die Fluten. Im Nu waren die elf Beherzten am Ufer, stürzten mit einem Kopfsprung ins kalte Naß und schwammen auf das heilige Zeichen zu. Wenige Augenblicke später schoß plötzlich auch Michail, nur mit einer Hose angetan, ihnen nach. Zurufe des Erstaunens, von Spott untermischt, wurden gewechselt; und alles sah sich nach Penelope um, die lächelnd im Hintergrunde stand und keine Spur von Verlegenheit zeigte. Michail schwamm besser als seine Kameraden, konnte aber den Vorsprung nicht einholen. Ein langer Fischer aus Halki schnappte ihm die Trophäe vor den Augen weg, drückte sie inbrünstig an die Lippen und hielt sie dann hoch empor, während ihm brausender Beifall entgegenscholl. Michail wollte ihm das Kreuz entreißen, aber der Priester hob beschwichtigend die Hand, und enttäuscht schwamm der Schneider zum Ufer zurück, von spöttischen Blicken verfolgt. Der Fischer aber hatte einen guten Tag. Er durfte von Haus zu Haus gehen und sich klingenden Lohn einsammeln.

Sehr verschnupft erschien Michail an diesem Feiertag bei seiner Verlobten.

„So ein Pech,“ schimpfte er, „als ich im Schuppen die Badehose anziehen wollte, kam ich nicht hinein; vorgestern hatte sie noch gepaßt. Dann verlor ich natürlich Zeit; na, das übrige weißt du selber.“ Penelope lächelte und schwieg.

„Und du hast kein Wort des Mitleids für mich?“ sagte Michail gereizt, „nun, ich habe an solchen Pallikarispäßen genug. Nie wieder. Ich denke, nächste Woche können wir hochzeiten.“ Als Antwort legten sich zwei weiche Arme um seinen Hals.

Erst nach der Hochzeit gestand Penelope ihrem Gatten, daß sie am Tag vor der Wasserweihe die Badehosen — zugenäht hatte!

— Summarisch. Aus der Ansichtskarte eines Backfisches an die Freundin: „Gestern abend hatten wir Forellen, Gansbraten und Alpenglühen!“

— Was wir wollen. „Glauben Sie denn, daß alles eintreffen wird, was Ihnen die Zigeunerin Schönes prophezeit hat?“

„Glaub'n tu is' net, aber g'freun tut's mich doch!“

„Man sagt...“

Das Gerede der Leute.

Zu den Dingen, die über Gebühr bewertet werden, gehört das „Reden der Leute“. Wir haben fast alle eine solche Heidenangst davor, daß wir uns täglich, ja beinahe stündlich Zwang auferlegen, um uns ja nicht so zu geben, wie wir sind. Lieber opfern wir unsere Eigenart und verleugnen unser Selbst, als daß wir den Tyrannen Mode, Standespflicht, Mitmachenmüssen u. s. w. uns herzhaft widersetzten. Was würden „die Leute“ dazu sagen! Nun, die Leute werden sich vielleicht ein paar Tage am Kaffee- oder Biertisch über den sonderbaren Kauz wundern, der's anders macht, als die andern, und dann — werden sie sich daran gewöhnen und ihn gewähren lassen!

Wenn die Konversation auf den lieben Nächsten zu sprechen kommt, da bewegt sie sich ja zumeist auf der Höhe, wie sie uns Carmen Sylva in den Spottversen zeigt:

„Wer war die Schönste auf dem Balle?
Wes schöne Frau kam jüngst zu Falle?
Das beste Pferd in welchem Stalle?
Das meiste Geld in welcher Kralle?—
Die vorher schliefen, horchen alle!“

Das ist die gefürchtete Kritik „der Leute“, der tiefe Inhalt der Tagesgespräche.

Ebenso messen wir den Miseren und Verdrießlichkeiten des Lebens in der Regel eine viel zu große Wichtigkeit bei. Was ist ein einzelner Kummer in einem so inhaltsreichen Menschenleben! Ueber wie viel Leiden lächeln wir später, die uns erst unerträglich scheinen, und wie vieles verschmerzen wir, was wir glaubten, nie verwinden zu können!

Es wird von Eulenspiegel, der ein Philosoph voll praktischer Lebensweisheit war, erzählt, daß er beim Verganssteigen immer fröhlich gelacht habe, weil er sich schon darauf freute, nun bald wieder bergab gehen zu können. Das ist ein gutes Mittel, auch die Strapazen auf dem Lebenswege leichter zu überwinden; man braucht nur immer eine Strecke vorwärts zu schauen, wo der Weg wieder besser wird.

So wie die einzelnen Erlebnisse, so wird auch oft das Leben selbst, die Bedeutung des lieben Ich mit verkehrtem Maßstabe gemessen. Das egoistische Selbst fühlt sich so gern als Mittelpunkt, um den sich eigentlich die ganze Welt drehen müßte. Wir müssen uns jedoch als Atom begreifen lernen, wenn wir für unsere Stellung und Bedeutung im Weltganzen den richtigen Wertmesser finden wollen. Was ist ein einzelnes Menschenleben in dem unendlichen Schauspiel der ringenden, leidenden, jubelnden Menschheit! Solches Versenken in die Unendlichkeit lehrt uns unsere Schranken kennen. Indem wir unsere Kleinheit im Weltganzen empfinden, schwingen wir uns doch auf zu einem Standpunkt, von dem wir aus heiterer Höhe herabschauen auf den wechselnden Strom der Erscheinungen, von dem auch unser Leben getragen wird.

Ohrenschutz für Badende.

Bei nicht wenigen Personen mit empfindlichen Ohren — auch bei anderen unter irgendwelchen besonders ungünstigen Umständen — haben sich schon nach dem Baden und Schwimmen Ohrenleiden fühlbar gemacht. Sogar nach einem häuslichen Douche-Bad stellen sich mitunter solche Leiden ein.

Man glaubt, daß dieselben völlig verhütet werden können, wenn das Eindringen von Wasser in die inneren Teile des Ohres absolut verhindert wird. Diesem Zweck soll eine Art Ohr-Stöpsel dienen, welcher erst neuerdings von einem Amerikaner erfunden worden ist. Derselbe paßt sich vollkommen in das Ohr ein, soll nicht die geringste Unzuträglichkeit verursachen und unbedingt verhüten, daß auch nur das kleinste Teilchen Wassers und irgendwelcher Fremdstoffe in das Ohr hineingelangt.

Erwähnenswert ist es nebenbei noch, daß die nämliche Erfindung, wie versichert, auch von Kanonieren mit Vorteil benutzt werden kann, da sie das Getöse von Abfeuern des Geschützes, welches sie bedienen, bis zur Unschädlichmachung für das Ohr vermindern kann. Es ist nicht bekannt, ob militärische Behörden schon der Sache näher getreten sind.

— Schwieriges Programm. 'ne schwere Woche hab' ich vor mir: Montag — Aushilfe als Streikposten, Dienstag — Treiber auf der Jagd, Mittwoch — Aufseher beim Automobilrennen, Donnerstag — Wahlrechtsdemonstration, Freitag — vor Gericht schwören, Sonnabend kommt meine Schwiegermutter — da wird wohl aus der Sonntagsruhe auch nicht viel werden!

Die Rose vom Traunsee

Roman von Xaver Riedl.

(2. Fortsetzung.)

„Sie liebt ihn also dazu nicht genug?“

„Ich denke das.“

„Und Sie, mein Fräulein, haben keinen Geliebten?“ fragte Maienthal. „Sind Sie Niemandem noch viel mehr zugethan als diesem Bruckner!“

„Gewiß nicht!“ erwiderte Rosalie lächelnd.

Sie waren bereits in dem kühlen Schatten des lieblichen Tannenwäldchens, dessen Wege sorgfältig gepflegt und hie und da mit Sitzplätzen versehen sind.

„Wie still und angenehm es hier ist“, sagte Maienthal. „Dort auf der Bank, an dem bemoosten Felsstück muß es sich recht traulich plaudern. Lassen Sie uns davon Vortheil ziehen.“

Er erfaßte dabei ihre linke Hand, wobei sie ihn ruhig gewähren ließ, und sie schritten auf den Ruheplatz zu und setzten sich.

„Wie reizend!“ sagte er, mit einem Blick auf die Umgebung. „Die Kunst hat hier die Natur wunderbar verschönert.“

„Ach, mir gefällt es hier sehr und ich komme oft an dieses Plätzchen,“ sagte Rosalie.

„Das hätte ich früher wissen sollen. Ich wäre dann auch täglich gekommen. Leider muß ich nun bald abreisen.“

„Gehen Sie so bald fort?“ fragte das Mädchen rasch und es klang wie Bedauern aus ihrem Tone.

„Sehr bald,“ antwortete Maienthal mit einem leichten Seufzer.

„Nach Wien?“ fragte Rosalie sanft, während ein leiser Lufthauch durch die Wipfel der Tannen säuselte.

„Nach Wien. Nach dem geräuschvollen, lärmenden, staubigen und jetzt gewiß sehr unbehaglichen, heißen Wien,“ antwortete Maienthal.

„Warum thun Sie es, wenn Sie nicht gern hingehen?“ fragte das Mädchen unschuldig.

„Weil ich dort meinen ständigen Aufenthalt, meine Geschäfte habe.“

„Sie sprechen wohl nur mit Widerwillen davon,“ entgegnete Rosalie, „weil Sie dort schon lange leben und die große Stadt Sie ermüdet hat. Aber ich denke anders. Man hört so viel Schönes von dort. Ach!—“ Sie drückte ihre Rechte an die Stelle ihres Herzens und ihre vergißmeinnichtblauen Augen leuchteten wunderbar, während sie tief aufseufzte.

„O, ich verstehe Sie,“ sagte Maienthal, indem er ihr näher rückte, und ihre linke Hand wieder erfaßte, die sie ihm entzogen. „Sie würden Wien sehr gern sehen, nicht wahr?“

„Ach ja!“ antwortete sie mit Innigkeit. „Sehr gerne! Mir pocht das Herz schneller, wenn ich nur daran denke, und hätte ich Flügel, ich wäre längst dort gewesen! Es ist sehr schön hier in einigen Sommermonaten, aber ach, wie traurig und langweilig wird es während des Herbstes und Winters. Die Leute, welche während der Saison hierher kommen, sind ganz anders als wir; stets so heiter und fröhlich und so elegant. Unsere Leute aber reden und benehmen sich nicht so; sie sind so schwerfällig und plump.“

„O, ich bitte; es gibt glänzende Ausnahmen, mein verehrtes Fräulein! Sie selbst sind eine solche! Sie sind weder schwerfällig noch plump, wie Sie es nennen,“ entgegnete Maienthal, indem er zärtlich über die Hand strich, welche er festhielt. „Die schönsten Damen in Wien würden Sie um Ihre liebliche Erscheinung beneiden.“

„Ach, Sie spotten meiner!“ schmollte die schöne Gmundnerin, indem sie Maienthal ihre Hand entzog. „Was wäre ich zum Beispiel gegen Fräulein Aurora Reinhardt, die Sie gewiß sehr bewundern müssen? Sie ist so schön, so elegant und hat so herrliche Kleider, fast jeden Tag ein neues. Welcher Unterschied zwischen ihr und mir!“

„Vielleicht ist es gerade dieser Unterschied, weshalb Sie mir viel besser gefallen. Hören Sie, Rosalie,“ fuhr er fort, sich näher zu ihr neigend. „Ich sagte eben allerlei Abschreckendes von Wien und Sie erwiderten ganz richtig, es käme mir nur so vor, weil ich schon lange dort lebe. Das ist so! Was wir seit Jahren zu sehen gewöhnt sind, verliert einen großen Theil seines Reizes für uns, es ermüdet. Fräulein Reinhardt ist, wie Sie dieselbe schildern. Aber es gibt Tausende solcher junger eleganter Damen in Wien, und man wird ihrer so überdrüssig wie des großstädtischen Lebens. Deßhalb verläßt Jeder, der es thun kann, in der schönen Jahreszeit die Hauptstadt und man sucht die schöne Natur auf, wo sie sich findet. Weshalb? Weil man sich nach Veränderung sehnt, und sich so wohlig fühlt an einem kühlen See zwischen den mächtigen Alpenhöhen, fern von den heißen Straßen der Großstadt.“

„Dann sind Sie wohl jetzt des Landaufenthalts müde, weil Sie zurückgehen,“ sagte Rosalie wie neckend.

„Vielleicht; aber es gibt etwas, dessen ich niemals müde werden würde,“ antwortete Maienthal gefühlvoll; „und das ist Ihre Gesellschaft — das Zusammensein, das Plaudern mit Ihnen, die Sie so voll Natürlichkeit und jugendlicher Frische, so reich an unbewußter Anmuth und Schönheit sind, die überaus selten ist in der Gesellschaftssphäre, in welcher ich lebe. Ich werde nicht froh sein können, wenn Ihre Gegenwart mir fehlt.“

„O! Sie treffen in Wien bald Fräulein Reinhardt und Andere,“ sagte das Mädchen. „Sie werden mich gar nicht vermissen.“

„Sie nicht vermissen!“ rief Maienthal mit Eifer. „Jeden Tag, jede Stunde, nachdem ich Sie einmal kennen gelernt. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich leben soll ohne Sie!“

„Ach, Herr Maienthal!“ entgegnete die „Rose vom Traunsee“ rasch, indem sie versuchte, sich zu erheben. „Sie dürfen nicht so zu mir sprechen.“

„Ich muß und ich will es!“ rief der junge Mann, sie sanft zurückhaltend und seinen Arm um ihre Taille legend. „Hören Sie mich, Rosalie! Ich werde unglücklich sein, wenn ich fort bin von Ihnen! Sie sagten zuvor, daß Sie Wien zu sehen wünschten. Kommen Sie mit mir!“

„Mit Ihnen?“ entgegnete Rosalie Kogler erstaunt und betroffen. „Ich sollte mit Ihnen nach Wien gehen? O, nein, nein, nein! Wie könnte ich das? Was würde meine Mutter dazu sagen und meine Schwester?“ Ach, das ist ganz unmöglich! Und dann, was sollte ich dort thun?“

„Glücklich sein!“ antwortete Maienthal mit leuchtendem Blick; „glücklich sein, meine Rose vom Traunsee! Schöne Kleider tragen, Goldschmuck und Diamanten — in einem schönen Hause wohnen — Theater, Opern, Bälle, Kunstausstellungen besuchen und Spazierfahrten unternehmen in schöner Equipage. Ihr Leben soll ununterbrochenes Glück, ohne jede Sorge sein. Sie würden nichts zu thun haben, als sich zu amüsiren.“

Rosalie Kogler lachte hell auf.

„Wußt ich's doch, daß Sie Ihren Spaß mit mir treiben,“ kicherte sie dann. „Sie erzählen mir eine Art Aschenbrödel-Märchen und ich soll daran glauben. Schade, daß Sie keinen langen silberweißen Bart und keinen Talar haben, auf den allerlei wunderliches Zeug gestickt ist, sonst könnten Sie behaupten, Sie seien ein Zauberer und würden selber das Alles bewirken. Können Sie dieses einfache Kleid in ein reiches, seidenes verwandeln und mir so kostbaren Schmuck anhängen, wie ihn Fräulein Reinhardt trägt auf der Promenade des Nachmittags? Und gar eine Equipage? Nein, heute geschehen keine Wunder mehr. Woher sollte all' das Geld zu solcher Pracht und solchen kostspieligen Vergnügungen kommen, daß ich die feine Dame in dem herrlichen Wien spielen könnte?“

„Ich bin reich, sehr reich sogar,“ antwortete Maienthal. „Ich wäre bereit, jeden Wunsch Ihres Herzens zu erfüllen und Alles, was ich gesagt, würde nur einen sehr kleinen Theil meiner jährlichen Revenuen in Anspruch nehmen.“

Fräulein Kogler sah ihn scharf und ernst an, dann entzog sie sich ihm und erhob sich. Als sie vor ihm stand, hatte ihr Blick einen wunderbar edlen Ausdruck.

„Herr Maienthal,“ sagte sie sanft, aber entschieden, „Sie haben mich mißverstanden, oder ich mißverstand Sie, was ich indeß nicht glaube. Als ich sagte, daß ich Wien sehen möchte, dachte ich an nichts Anderes. Aber nimmermehr kann ich so hingehen, wie Sie sagten. Ich gebe zu, daß ich mich hier in Gmunden nicht so glücklich fühle, wie es bei vielen Einwohnern der Stadt sicher der Fall ist; denn ich fühle mich von dem Loose, welches das Schicksal mir zugetheilt, ebenso wenig befriedigt, wie von meiner Umgebung. Es mag nicht recht von mir sein, daß ich diesem Gefühle nachgebe, aber ich habe es nun einmal und kann nicht anders. Mir ist zuweilen, als ob ich bald eingesargt werden müßte hier zwischen den felsigen Alpenhöhen, wenn ich nicht fort könnte in eine andere Weltgegend. Die Leute, unter denen ich auferzogen worden, sind gute Menschen in ihrer Art, aber mir ist oft, als ob sie ganz anders dächten und fühlten als ich. Ich möchte etwas mehr im Leben erreichen, als es mir hier möglich erscheint; etwas Besseres und Höheres, und wenn ich einmal nach Wien ginge, geschähe es nur, um dort Gelegenheit dazu zu finden. Ich weiß nicht, wie das kommen müßte, ich habe keine rechte Idee, was ich thun könnte; aber mir ist, als müsse es dort einen Platz für mich geben, wenn ich ihn nur zu finden wüßte. Ich würde jedoch unter keiner Bedingung hingehen, wenn ich dabei meine Selbstachtung oder die Achtung meiner Bekannten und Verwandten gefährden sollte, so bescheidene und einfache Leute die Letzteren auch sein mögen. Meiner Mutter wäre es gewiß lieber, wenn ich gestern im See ertrunken wäre, als daß Sie mich für ein Leben der Schande gerettet hätten.“

„Aber, theure Rosalie,“ rief Maienthal, als er Thränen in den blauen Augen der schönen Blondine sah, „was Sie befürchten, beruht auf einem Irrthume, Sie haben mich mißverstanden!“

„Ich fürchte, es ist nicht so, mein Herr!“ war die Antwort des Mädchens. „Ich glaube im Gegentheil, Sie mißverstanden mich. Aber ich kann Ihnen deßhalb nicht zürnen. Sie retteten mir gestern das Leben, und ich bin Ihnen dankbar dafür. Ich würde viel thun, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, aber es gibt einen Preis, der mir zu hoch wäre. Doch genug,“ fuhr sie fort, indem sie ihre Thränen trocknete und dann lächelte, „wir wollen nicht weiter darüber sprechen. Ich muß heimeilen; die Mutter wird besorgt sein um mich und auch Anna —“

Er ging die Bodenstiege empor, und als er oben vor eine kleine Bretterwand kam, holte er unter einem derselben zur Unterlage dienenden Holzbalken einen Schlüssel hervor, mit dem er eine Thür in der Bretterwand öffnete, dann eine kleine Schlafkammer betrat, und einen Holzriegel innen an der Thüre vorschob.

Ein mattes Licht fiel durch eine kleine Dachluke in den Raum, eben nur genügend, um die darin befindlichen Gegenstände zu erkennen.

Peter ging auf ein Bett zu und begann einige Polster und eine schmutzige Decke von dort abzuräumen, bis er nur mehr einen Strohsack vor sich hatte, dessen mittlere Oeffnung mit starkem Spagat zugenäht war. Er setzte sich auf den Strohsack, zog ein Taschenmesser hervor und schnitt den Spagat an einem Ende der Naht entzwei, worauf er die letztere leicht zur Hälfte auflöste. Dann kniete er neben der Bettstelle nieder und griff tief mit dem rechten Arme in das Innere des Strohsackes. Im nächsten Moment war ein Ausdruck von Freude in seinem dunklen Gesichte, und als er seine Hand hervorzog, hielt sie ein Päckchen, das in schwarze Wachsleinwand eingeschlagen und mit einer dicken rothen Schnur zugebunden war.

„All's recht! All's gut beinand!“ murmelte er, und dann drückte er das Päckchen an seine Lippen und küßte es. „O, wie gut wird's jetzt sein! Gott sei's gedankt, daß 's da is'!“ setzte er dann hinzu.

Dann band er die rothe Schnur sorgfältig los, immer zufrieden lächelnd.

Endlich rollte er die Wachsleinwand auf, und es kam ein alter, zusammengelegter Ledergürtel zum Vorschein, der jedenfalls vieljährige Dienste gethan. Diesen bog Peter der Länge nach gerade, und als sich dabei ein klirrender Laut hörbar machte, lachte er leise und sagte:

„'s is da! Macht schon Musik! Das ist schöner wie die besten Jodler und Vierzeiligen. Ob's wohl noch so hell sein und glanzen wie ehnder, als ich's manchmal gewaschen hab'? Werd's glei' seh'n!“

Und nachdem er die schwarze Wachsleinwand auf seinem Schooße so ausgebreitet, daß die dunkle farbige Seite nach oben lag, öffnete er eine Schnalle am Gürtel und ließ einen kleinen Haufen Silbermünzen herausgleiten, unter denen sich aber auch ungefähr ein halbes Dutzend verschiedenartiger Goldstücke befanden.

„All's is da!“ rief er; „All's mit einand', und spiegelblank auch noch. Das sein Maria-Theresien-Thaler, das alte Zwanziger—war a schöne Zeit, die alte Zwanziger-Zeit! — und das sein neuche Guldenstückl'n. Das is a englischer Ducaten — den mir der fremde Herr geschenkt hat, weil ich ihm bei Mitterndorf am See die scheuen Pferd' aufgehalten hab', die mich ein Stück Wegs mit fortg'rissen; und das sein Kremnitzer. Ich muß a wengerl zählen. Eins, zwei, drei—vier! Zwanzig, dreißig, fünfunddreißig, und das macht Zwanzig, nachher is 's fünfundfufzig—ja! Ein wengerl rechnen kann i schon. A Prachthäuferl! 's werden's nicht Viel' z' Gmunden so schön beinand' haben, denn heuntzutag gibt's nur papierene Zettel.“

Nach einer Weile setzte er hinzu: „Papier hab'n wir a! Lass, einmal schau'n!“

Er öffnete einen anderen Theil des Gürtels und zog aus diesem eine alte, rothe Brieftasche von ziemlicher Dicke.

Er öffnete sie und sie enthielt mehrere Fächer mit Banknoten gefüllt.

„Das sein hundertfufzig Gulden, das weiß ich; da brauch' ich nicht zu zählen.“

Und indem er mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die einzelnen Fächer der Brieftasche der Reihe nach tippte, murmelte er: „Zehner, Fünfer und da die Einser!“

Nachdem Rotter seine Augen eine Weile an dem Schatze geweidet, gab er Alles wieder in den Gürtel zurück, hüllte diesen sorgfältig in das schwarze Wachstuch und schob dann das Paket in die sehr geräumige Brusttasche seiner Joppe. Hierauf ordnete er das Bett wieder, wie es zuvor gewesen, und als er damit fertig war, ging er zur Thür, öffnete sie und blickte hinaus, wobei er das Geräusch der Wäscherin im Vorhause vernahm, was ihn sichtlich zu befriedigen schien.

Er hielt dann nachdenklich einige Momente inne, bis er in der Kammer hinter einen Holzbalken griff und eine sehr alte und abgenützte Pistole hervorzog, die dort versteckt war. Peter Rotter betrachtete die mit der Zeit sehr harmlos gewordene Waffe und dann murmelte er: „'s G'schloß is nix nutz und der Lauf voll Rost, aber a kleiner Schreckenberger is 's doch, wenn's auch Niemanden schad't 's is besser, man derschreckt damit an' Hallunken, als daß man ihn glei' derschießt und so dem Teufel doppelte Freud' macht.“

Und scheinbar vollkommen zufrieden mit dieser Verwendungsart der Waffe, schob er die Pistole in dieselbe weite Tasche, die sein ganzes Vermögen verwahrte. Dann schritt er die Stiege hinab, und mit einem „Grüß Gott, Sali!“ an die Wäscherin, verließ er das kleine Haus Andreas Bruckner's.

Leise vor sich hinpfeifend verließ er Traundorf und kehrte nach Gmunden zurück. Nach etwa einer halben Stunde war er vor dem Hause, wo die Familie Kogler wohnte, und heiter begrüßte er Frau Margarethe Kogler, die, traurig und bekümmert aussehend, unter der Hausthür stand.

— Wo's Geld is. „Sonst sah man Sie immer den hübschen Mädchen nachlaufen, Herr Leutenant, und jetzt nur häßlichen?“ „Will heiraten!“

— Ein Jünger Aegir's. „Mein Sohn soll Weinhändler werden.“ „Also liegt seine Zukunft auch auf dem — Wasser.“

— Galgenhumor. Herr (zu seinem Freund): „Wie alt ist eigentlich Deine älteste Tochter?“ Freund: „Sie sitzt im 29. Jahre!“

„Die Unvernunft.“

Die „Unvernunft“ hieß um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Teil der Mauerstraße zwischen der Breiten Straße und dem Potsdamer Tor in Spandau. Nach H. Pieper (Monatsblatt der Brandenburgia VI) befand sich dort früher die Scharfrichterei, die später vor das Potsdamer Tor verlegt wurde. Nach mittelalterlichem Sprachgebrauch verstand man aber unter Unvernunft — im Gegensatz zur gerichtlichen Vernehmung — die Tortur, die „scharfe Frage“, die man anwandte, „ohne lang mit anderen „examina“ vorzunehmen“; die besorgte der Scharfrichter. Die von Pieper ausgesprochene Vermutung, die alte volkstümliche Straßenbezeichnung sei auf diese Weise zu erklären, wird bestätigt durch die ebenfalls volkstümliche Benennung eines einzelnen Gehöfts an der Berlin-Hamburger Chaussee westlich von Nauen. Es liegt in der Nähe der Scharfrichterei und hieß früher die „Neue Unvernunft“. In Nauen selbst meint man freilich, es sei unvernünftig gewesen, soweit ab von der Stadt ein Gehöft anzulegen; doch dürfte die ältere Erklärung die richtige sein.

Bahn-Munizipalbetrieb. Eine Verordnung, welche Chicago Munizipalbetrieb von Straßen- und Hochbahnen, sowie der Tiefbahnen gibt, die noch zu erbauen sind, wurde vom Chicagoer Stadtrat passiert und wird im November einer Volksabstimmung unterliegen, wenn sie nicht vom Mayor vetiert wird. Unter den Bestimmungen der Verordnung würden die Bahnen, welche durchaus nicht von der Stadt geeignet werden sollen, einem Aufsichtsrat von neun Mitgliedern unterstellt sein und nicht länger zum Profit der Aktionäre und Bondsinhaber betrieben werden, sondern das Publikum würde den Dienst zum Kostenpreis erhalten. Den Bonds und Aktien soll eine Zinsvergütung von 6.2 Prozent bis 1932 und nachher 5.8 Prozent zuteil werden.

Klassifizierte Anzeigen!

Mädchen für allgemeine Hausarbeit. Kein Waschen. Frau A. F. Smith, 3910 Dewey Ave., Harney 2806. 10-3-18

Verlangt: Maler. Nur solche mit gründlichen Fachkenntnissen für allgemeine Arbeiten an erstklassigen „Jobs“. Solche, die auch sauber tapezieren können, bevorzugt. Hohen Lohn für den fähigen Mann. Max Dusterhoff, Murdock, Nebr. 10-1-18

Zu vermieten. Schöne möblierte Zimmer, mit oder ohne guter Kost; Zimmer für Ak-Sar-Ben Besucher zu mäßigen Preisen. Kinder sind kein Hindernis. Frau Clara Neumann, 2717 südliche 15. Straße. 10-11-18

Kost und Logis.

Das preiswürdigste Essen bei Peter Rump. Deutsche Küche. 1508 Dodge Straße, 2. Stock. tf

Kost und Wohnung

Anständige Arbeiter finden gutes Heim, saubere Betten, wenn gewünscht auch gute deutsche Kost für einzelne Tage oder bei der Woche, bei Frau Naumann, 2715 So. 15. Straße.

Glück bringende Trauringe bei Brodegaards, 16. und Douglas Str.

Ford Automobile zu verkaufen.

Fords umgetauscht; neue und gebrauchte Fords zu verkaufen; Ford Karosserien, Touring und Roadster, Händler für den Kelsey „Stream Line Body“. Wir machen Ihre alte Ford neu. Cars gegen Bar oder auf Teilzahlung. Alle Autos mechanisch garantiert. Sol. S. Goldstrom Co., 2867 Farnam Straße. Harney 6546. 10-15-18

Auto-Tires.

Neue Tires zum halben Preis:
Ford Schläuche $2.35.
30 bei 3 Republic Tires $9.75.
30 bei 3½ McGraw $13.25.
32 bei 3½ McGraw, Nonskid, 15.75
Kaimans' Tire Jobbers,
1721 Cuming Straße. tf

Detektivs.

James Allen. — 312 Neville Bldg. Beweise erlangt in Kriminal- und Zivilfällen. — Alles streng vertraulich. — Tel. Tyler 1136, Wohnung, Douglas 802. —tf.

Reliable Detective Bureau, Railway Exchange Building 15. und Harney Straße. Beweise geliefert. Wir engagieren „zuverlässige“ Geheimpolizisten. Tag Phone Douglas 2056, Omaha, Neb. 10-4-18

Elektrisches.

Gebrauchte elektrische Motoren.— Tel. Douglas 2019. Le Bron & Gray, 116 Süd 13. Str.

Advokaten.

H. Fischer, deutscher Rechtsanwalt und Notar. Grundakte geprüft. Zimmer 1418 First National Bank Building.